

Kritik in Kürze

Unter Drogen

Neun Tage im Mai. Bei dieser zeitlichen Vorgabe ließe sich eine wunderbar leichte Liebesgeschichte schreiben. Eine, die von auflühenden Leidenschaften berichtet, von Zärtlichkeiten und Fürsorge. Dafür müsste man allerdings einen anderen Hintergrund haben als der 1965 in Glasgow geborene Mark McNay. Vielleicht müsste sich die Geschichte anderswo zutragen als an der Ostküste Englands. So aber lesen wir in dem Roman „Under Control“ von Gier, absterbenden Leidenschaften und anderen qualvollen Vorgängen in einer rauen Sprache, die wenig Spielraum für schöne Gefühle lässt. Der Autor berät sich in die Welt von Drogenabhängigen und Prostituierten in der Stadt Norwich, wo McNay lebt. Natürlich wird, wie sich das für eine Geschichte aus England gehört, jede Menge Tee mit Milch getrunken und mancher Scene dazu verzehrt – aber noch häufiger wird „eine Line geraucht“ und Heroin gespritzt. So weit wäre dies eine realistische Schilderung des normalen Wahnsinns von Suchtkranken. Aber McNay verwischt die Grenzen zwischen Gut und Böse, zwischen dem vermeintlichen Samariter, dem Betreuer Nigel, und dem außer Kontrolle geratenen Süchtigen Gary, indem er eine verhängnisvolle Begegnung zwischen dem scheinbar glücklich verheirateten Sozialarbeiter und Garys Freundin, der praktizierenden Prostituierten Charlie, herbeiführt. Und bald ist Nigels Lage so unkalkulierbar wie die des schizophrener Gary. (Mark McNay: „Under Control“, Roman. Aus dem Englischen von Elke Schönfeld. Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 2010. 319 S., br., 14,90 €.)

Literatur

Das Leben ist ein Billigflug

Das Glas ist halbleer: Christoph Hein legt mit „Weiskerns Nachlass“ einen filigranen und listigen Roman vor, der die Formen realistischen Erzählens neu auslotet.

Rüdiger Stolzenburg sitzt in einem ausgebuchten Billigflieger. Er fühlt sich bedrängt von der „unangenehmen Enge“ und von seinen Sorgen, die ihn bis hierhin verfolgen. Regungslos erträgt er seine Situation. Bewegungslos ist sogar sein Blick: „Stolzenburg lehnt den Kopf wieder ans Fenster und starrt in die Wolken.“ In dieser Melancholikerpose verharrt er, von der Welt abgewandt, seinen gedankenschweren Kopf ans Fenster gestützt. Dass ihm dabei eine Wolkenwand seine Sicht verstellt, macht deutlich: Er befindet sich in einer im doppelten Wortsinn aussichtslosen Lage. Was, wenn jetzt der Antriebs des Flugzeugs ausfällt? „Plötzlich zuckt einer der Propeller“, Sekunden später zittert die Schraube. Stolzenburg „starrt aus dem kleinen Fenster zur Tragfläche des Flugzeugs“. Vor Angst gelähmt, harret er seines Schicksals.

Die Szene eröffnet Christoph Heins neuen Roman „Weiskerns Nachlass“. Sie zeigt bereits, mit welcher Kunstfertigkeit und Eleganz dieser 67 Jahre alte Autor erzählt. Was wie eine unscheinbare Flugzeug-episode wirkt, enthält in Wahrheit, wie durch ein Brennglas gebündelt, die gesamte Welt und die Poetik des Romans. Der reißt sich in die Tradition realistischen Erzählens ein, wenn er sich als ein Fensterblick in ein anderes Leben inszeniert. Analog zur Flugzeugszene eröffnet sich für den Leser die Sicht auf Stolzenburgs grauen, wolkenbehangenen Alltag, durch den man ihn einige Herbstwochen begleitet. Tatsächlich bestimmen dort alle jene Eigenschaften, die das EingangsBild ins Spiel bringt, Stolzenburgs Welt. Beengt und von Sorgen belastet ist das Leben des neunundfünfzigjährigen Kulturwissenschaftlers, nicht nur, weil er mit dem Alter hadert, sondern auch, weil er seit vierzehn Jahren mit einer halben Stelle an der Universität Leipzig auskommen muss. Über Wasser halten kann er sich nur, indem er sich mit Vorträgen, Artikeln und Radiobeiträgen ein Zubrot verdient. Wie in seinem Berufs-, so sieht er auch in seinem Privatleben aus: Stolzenburg ist geschieden, zu seiner Tochter hat er nur sporadischen Kontakt. Zwar hat er seit einem halben Jahr eine Freundin, aber Liebe empfindet er nicht, daher bleibt auch seine Beziehung eine halbe Sache. Stolzenburg lebt in einer Welt des halbvollen Glases, ohne Aussicht auf Besserung.

Ohne Habilitation bleibt ihm der Weg zur Professur versperrt. Auch andere Hoffnungen auf einen Aufstieg oder wenigstens eine volle Stelle haben sich zerschlagen. Sogar sein Forschungsprojekt, den verstreuten Nachlass des Librettisten, Schauspielers und Topographen Weiskern zur kommentierten Werkausgabe zusammenzufügen, verschiebt sich. So wie Stolzenburg vererbt in seinem Leben. Und selbst dieses bescheidene Dasein kennt seine Bedrohungen, vor denen man sich schützen muss. Am besten, man trägt einen Fahrradhelm. Der macht einen zwar zu „groskem entstellten Figur“, zum radehenden „Sternenkrieger“, schützt aber das Allerheiligste: den Kopf. Der Helm, als Pendant zum Sicherheitsgurt im Flugzeug, avanciert in Heins Roman zum Symbol aller ängstlichen Bewahrungsstrategien. Was für eine beidseitige Gesellschaftskritik wird hier im Zusammenspiel von Anfangsbild und Erzählung laut: Das Leben ist ein Billigflug. Es kennt nur zwei Optionen: Entweder man landet, dann geht alles so trist weiter wie zuvor. Oder man stürzt ab.



Über den Wolken gibt's auch keine Freiheit: Im Flugzeug fühlt sich Stolzenburg plötzlich ganz schwach.

Foto: bar

Empörung ist aber gewiss nicht die Sache des Romans. Dagegen spricht schon, dass Stolzenburg sich, um es milde zu sagen, als streitbare Person erweist. Damit fügt er sich ein in Christoph Heins Erzählkosmos, der eine Vorliebe für schwierige Charaktere pflegt. Bernd Haber aus „Landnahme“ etwa könnte durchaus ein zu Vermögen und Ansehen gekommener Zwillingsbruder des Habenichters Stolzenburg sein. Allerdings treibt es der Roman bei Stolzenburg ins Extrem: Einerseits von Scham, Selbstzweifel, Schuld und Hass gequält, neigt er andererseits zu Arroganz, Eitelkeit und Hybris. Selbst nicht gerade mit Esprit und Witz gesegnet, hält er die Welt für dumm, straft seine Umgebung mit Verachtung und vertritt Grundstände, bei denen einem der Atem stockt. Befremdlich wirkt auch sein Umgang mit seiner Freundin Patrizia. Da er sie nur als Sexobjekt wahrnimmt, kommt es zu üblen Dialogen mit ihr. Mit seinen Studentinnen geht er nicht weniger niveaulos um: „Er sprach mit allen ein paar Worte und brachte unter einem unverdächtig Vorwand die Mädchen, die ihm gefielen, dazu, aufzustehen und zu ihm zu komme oder den Raum zu durchqueren. Welches Können ihm gefallen, mit welcher der entzückenden Damen würde er mehr zu tun haben, als von der Institutsleitung vorgehoben war.“ Gut, könnte man entschuldigend anführen, vielleicht ist Stolzenburg irgendwann so geworden. Aber der Roman lässt offen, ob es je eine Zeit gab, in der seine Hauptfigur anders agiert hat. So wie er die Frage unbeantwortet lässt, warum Stolzenburg erst 45 Jahre alt werden musste, um eine halbe Stelle angeboten zu bekommen. Man wundert sich, was er davor gemacht hat. Hätte es nicht einen anderen oder den universitären Weg gegeben? Der Effekt dieser Darstellungsweise ist klar: Statt Sympathie und Einfühlungsvermögen beim Leser zu wecken, schafft der Roman Distanz zu seiner Figur.

Wozu dann aber die Darstellung eines so extremen Charakters in einer Welt, die wie maßgeschneidert zu ihm passt? Zunächst unterläuft diese Konstruktion die Einschätzung, Stolzenburg sei Opfer einer ungerechten Welt. Einer solch naiven Gesellschaftskritik redet der Roman nicht nach dem Mund. Und dann zeigt sich,

dass „Weiskerns Nachlass“ insgesamt weniger an Kritik als vielmehr an Beobachtung interessiert ist. Seismographisch exakt zeichnet der Roman auf, wie eine Person im Kleinen agiert, die von außen wie festgefroren wirkt. Welche Überbensstrategien, Machtstrukturen, Denkweisen und Phantasien entwickelt sie, um die täglichen Erniedrigungen zu ertragen, um ihre Würde und ihre Lebensform zu wahren? Diese, wie Foucault sie nannte, „Technologien des Selbst“ will der Roman in den Blick bekommen. Ihnen schreibt er höchste Relevanz zu. Um die einzelnen Phänomene so eindrücklich wie möglich darzustellen, bedient sich Hein verschiedene Inszenierungstechniken, die man vom Drama kennt. Eindrücke Bilder und Unmittelbarkeit erzeugt er etwa, indem er seine Geschichte im Präsens erzählt und seine Figuren über weite Strecken im direkten Gespräch, ohne jeden Erzählerkommentar darstellt. „Weiskerns Nachlass“ wirkt, als habe der Dramatiker und Prosaist Christoph Hein seine beiden bis-



Christoph Hein: „Weiskerns Nachlass“, Roman. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2011. 319 S., geb., 24,90 €.

tern beim Umzug ins Altersheim helfen. Eine Kollegin arrangiert ein Abendessen, damit er Henriette kennenlernt. Sie gefällt ihm. Und dann sind da noch die Studenten: Einer bietet ihm 25.000 Euro, wenn er ihn durch die Prüfung winkt; die zweite gesteht ihm ihre Liebe; die dritte verspricht Sex. Mit diesen Verstrickungen nimmt die Handlung Fahrt auf. Gebannt betrachtet man, wie Stolzenburg alles abverlangt wird. Allerdings bringen die einzelnen Erschütterungen Stolzenburgs Welt zwar ins Wanken, zum Einsturz aber führen sie nicht. Noch bevor sich alle Verwicklungen lösen, sitzt er am Romanende schon wieder in exakt jenem Flugzeug, in dem er schon zu Beginn war. Die zyklische Erzählstruktur verdeutlicht: Nichts hat sich verändert. Wenn in der Wiederholung des Immergleichen der Blick abermals auf das Triebwerk fällt, kommt nur ein Aspekt hinzu: Jetzt spielt Stolzenburg mit dem Gedanken, dass ein Absturz etwa Befreiendes haben könnte.

Spätestens wenn man bemerkt, dass die Erzählung einem ihr Ende als Anfang unterjubelt, ist klar, dass sie ein intrikates Spiel mit dem Leser treibt. Dazu gehört, dass es schwerfällt, Stolzenburgs Gedanken, Aussagen und Handlungen zu erraten. Denn indem der Roman Stolzenburg als Widerling darstellt, infiziert er den Leser mit einer heiklen Lust, dessen Leiden zu betrachten. Eine würgliche Mischung aus Schmecken, Mitleid und Schadenfreude stellt sich ein, wenn Stolzenburg ausgezehrt von jungen Mädchen und großer Pädagoge geriert, das wohl Patrizia erklärt. Man sieht ihn vor sich, wie er in ein paar Jahren seine Studentinnen wieder auf seine penetrante Art umstert, bis dann sein Blick auf eines dieser Mädchen fällt. Indem der Roman solche Vorstellungen heraufbeschwört, bringt er den vermeintlich so ausgewogenen Beobachter in Schiefelage. Auf diese Weise formuliert er doch eine scharfe Gesellschaftskritik, und zwar eine am vermeintlich neutralen Blick und unbestechlichen Urteilsvermögen des Beobachters. Christoph Hein hat einen filigran gearbeiteten, fein ausstanzten und listigen Roman vorgelegt, der die Formen realistischen Erzählens neu auslotet. CHRISTIAN METZ

Ich bin mir selbst fremd

Asta Scheib's Band mit Erzählungen „Streusand“

Sonst ist das nur eine Meldung in der Zeitung: der Mord an einer Tandlerin in ihrem kleinen Lädchen in der Münchner Innenstadt. Asta Scheib erweitert sie zu einer Erzählung, zu einem möglichen Verlauf. So könnte es sich zugetragen haben: Zwei Mädchen, die den Laden betreten, herausfordernd „schamlos“ gekleidet. Sie erwecken Neid und Zorn der ohnehin mürrischen, mit ihrem Leben im Trüdel unzufriedenen Verkäuferin. Es kommt zu unschönen Wortwechseln. Da entdeckt eine der beiden eine Pistole im Regal – geladen, wie sie an der Reaktion der Frau mit dem faltigen „Wurschtgewitter“-Gesicht merkt. Die Macht, die sie spürt, ist verlockend. „So passierte, was die beiden Mädchen nie geplant hatten, aber jetzt akzeptierten als verdiente Strafe für die Tandlerin.“ Sie entkommen unbemerkt. Die Nachricht über den Vorfall ist ihnen später nur noch eine gelangweilte Zigarettenpause wert.

Nichts ist wirklich geplant in den Erzählungen „Streusand“ von Asta Scheib. Eher ergibt es sich wie nebenbei, und die Frauen schöpfen die für sie meist positiven Folgen ab. Freudig, wenn sie sich dadurch eines ungeliebten Mannes entledigen können; erleichtert, wenn sie durch plötzliche Todesnähe das längst für selbstverständlich gehaltene Glück bemerken; oder ratlos, wenn sie doch einmal etwas ganz genau kalkuliert hatten, der Plan aber nicht aufgeht – wie bei Caro, die den geliebten Dichter siegesgewiss an die unverbildete Schwester abtritt, dabei aber wider Erwarten doch auf-



Asta Scheib: „Streusand“, Erzählungen. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2011. 128 S., geb., 15,- €.

der Strecke bleibt. „Mir selbst fremd in meiner Begrenztheit“ zu sein, das ist ein Grundgefühl dieser Frauen am Scheidepunkt. Asta Scheib, geboren im Jahre 1939 im Rheinland und heute als Autorin und Journalistin in München lebend, wurde nach ihrem Debüt „Langsame Tage“, das 1974 von Rainer Werner Fassbinder unter dem Titel „Angst vor der Angst“ verfilmt wurde, vor allem mit Romanbiografien bekannt, beispielsweise über Luethers Frau Katharina von Bora oder Ottile von Fäber-Castell. „Streusand“ ist Scheibs erster Band mit Kurzgeschichten. In den besseren dieser mit Empathie geschriebenen Geschichten tritt man gern ein in ausgefallene Tage aus ungehörten Leben, etwa der Obdachlosen Leonie, die in einer Streusandkiste schläft.

Doch die kleinteilige Form verzieht eben auch weniger leicht die Schwächen dieser Prosa. Die sechzehn Episoden klingen manchmal etwas betulich im Ton oder überzogen durch üppige Metaphern („Wellen von Übelkeit schwappen ans Ufer von Karens Bewusstsein“). Oft verfliegt die Atmosphäre, weil sie zu stark betont oder abrupt harmonisiert wird, wo eben noch alles am Abgrund stand. Hätte man ein paar thematisch nichtssa-gendere der Geschichten gestrichen, andere dafür verdichtet und konzentriert, bildete „Streusand“ ein pulsierendes Netzwerk. ANJA HIRSCH

Ein Puppenspiel

Uno Chiyo (1897 bis 1996) war in Japan als schillernde Autorin, Femme fatale und Herausgeberin von Japans erster Modezeitschrift bekannt. In ihren Werken verarbeitete sie die Wechselfälle der Liebe und das Scheitern ihrer Ehen zu erfolgreicher Literatur. Die Novelle „Ohan“ (1957) gilt als ihr Meisterwerk. Zehn Jahre lang teilte Uno an hundert Seiten. Die in einem Burgstädtchen Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts spielende Dreiecks-geschichte beschwört die Aura des Puppentheaters: Die Ballade vom Trüdelhändler und Taugnichts Kanoya setzt die Schaukunst belletristisch um. In der Eingangsszene des Melodramas begegnet er nach sieben Jahren zufällig seiner Ehefrau Ohan, die er wegen der Geisha Okayo schwanger verließ. In heimlichen Treffen erneuern sie ihre Bande. Willfähriger Sklave seiner Begierden, kann sich der Held nicht zwischen der klassisch-demütigen Gattin und der besitzerzweifelnden Geliebten, die nun selbst ein Geishahaus betreibt und von der er sich aushalten lässt, entscheiden. Seine Passivität im Fadenkreuz der Affären führt zu immer neuen Verstrickungen. Der Liebesreigen ist Teil religiöser und kosmischer Omen und Kreisläufe. Die zeichenhafte Natur geht mit einem buddhistischen Traumcharakter des Seins einher. Das Motiv von Hausbau und Renovierung war auch in Unos Leben oft Sinnbild trügerischen Neuanfangs. Unos Poesie der Nuancen, wenn bei einem Treffen Kanoyas mit seinem Sohn, dem er die Vaterschaft verschweigt, Kühle aus dem Bambusgehölz aufsteigt, umfängt dramatische Kraft. Im Schicksalsgitter der Moderne entwirrt Uno Psychogramme der Liebenden zwischen Typischnitten und Emanzipation: Symbolisch ist Ohans formvollender, aber entscheidender Abschiedsbrief. (Uno Chiyo: „Ohan – Die Liebe einer Frau“. Aus dem Japanischen von Martina Ehl. Angkor Verlag, Frankfurt am Main 2010. 104 S., geb., 15,- €.)

Neue Sachbücher

Wenn es der Philosophie nicht um das gute Leben ginge – worum dann?

Um den Bürger von übergroßen Tugendforderungen zu entlasten, plädiert der amerikanische Starphilosoph Kwame Anthony Appiah für Sitten und Gebräuche

Zum Berufsschicksal der meisten praktischen Philosophen gehört die Wirkungslosigkeit ihrer sorgfältig ausgearbeiteten Theorien. Einen Ausweg aus dem Dilemma, zu viel zu wollen und am Ende nichts zu erreichen, weist der in Princeton lehrende ghanaisch-englische Philosoph Kwame Anthony Appiah in seinem von Michael Bischoff flüssig übersetzten Buch „Eine Frage der Ehre“. Über die Unentbehrlichkeit außermoralischer Motivationsverstärker für den Erfolg „moralischer Revolutionen“ – rascher und tiefergreifender Veränderungen des moralischen Verhaltens – ist er sich vollkommen im Klaren. So habe zur Diskreditierung des Duells im England des 19. Jahrhunderts wesentlich der Umstand beigetragen, dass der ursprünglich dem Adel vorbehaltene Zweikampf von Angehörigen niederer Stände übernommen worden sei und dadurch seine Eignung als Mittel zur Verteidigung der Ehre eines Gentleman zunehmend eingebüßt habe. „Solange die Institution nur als verückt oder schlecht verdammt wurde, konnte sie weiterhin blühen. Erst als man sie verachtete, ging sie zugrunde.“

Auch dem Zusammenbruch der nahezu ein Jahrtausend alten chinesischen Tradition des Fußbindens von Frauen am Ende des 19. Jahrhunderts habe keineswegs nur

die Einsicht in die moralische Verwerflichkeit dieser zu Verformungen und starken Schmerzen führenden Praxis zugrunde gelegt. Die chinesische Führungsschicht habe vielmehr erkannt, dass sie dem Ansehen Chinas im Ausland außerordentlich abträglich war. In erster Linie sei es den Reformatoren also um die Ehre ihres Landes gegangen, „und wenn die Abschaffung des Fußbindens gut für die Frauen war, umso besser.“ Fälle wie diese belegen für Appiah zum einen, dass großflächige Verhaltensänderungen innerhalb einer Gesellschaft zu meist erst dann eintreten, wenn jemand, der an der bisherigen Praxis festhält, mit einer Minderung seines Anspruchs auf sozialen Respekt, seine „Ehre“, rechnen muss. Zum anderen seien die Kriterien, die über die Zuteilung und Entziehung dieses Respekts entschieden, nicht selten ethisch dubios. Moralsociologisch betrachtet, ist dies ein wenig spektakulärer Befund. Was aber bedeutet er für das Selbstverständnis der Moralphilosophie?

Appiah galte in den Vereinigten Staaten nicht als Starphilosoph, wenn er sich damit begnügen würde, seine Kollegen an die begrenzte Reichweite ihrer Argumente zu erinnern und sie gleichsam als Trost-

pflaster auf die Möglichkeit eines anderweitig motivierten Wandels des gesellschaftlichen Überzeugungshaushalts zu verweisen. Mit Nachdruck plädiert Appiah stattdessen dafür, die kluge Indienstnahme außermoralischer Motivationsfaktoren als eine genuin moralphilosophische Aufgabe zu begreifen. „Denn wenn es den Menschen schwerfällt, aus Pflicht heraus zu handeln (wie das offenkundig der Fall ist), haben wir allen Grund, dafür zu sorgen, dass sie andere Gründe haben, das Richtige zu tun.“ Eine kantisch geprägte Moralphilosophie, die ein Verhalten, welches nicht aus dem richtigen Beweggrund heraus erfolgt, pauschal für heteronom motiviert und deshalb für unbeachtlich hält, wäre zu einer solchen Aussage schwerlich bereit. Für den Aristoteliker Appiah, der in seinem Buch „Moralische Experimente“ (F.A.Z. vom 20. Januar 2010) der praktischen Philosophie die Aufgabe zuschreibt, „dem, was gut in unserem Leben ist, eine Stütze zu sein“, ist es dagegen ein Ding der Selbstverständlichkeit, dass ein äußerlich moralikonomes Verhalten allemal besser, nämlich gemeinschaftsverträglicher, ist als ein moralwidriges Handeln. Dank seines von Aristoteles geprägten Selbstverständnisses hat Appiah zudem ei-

nen wachen Blick für die ethosprägende Rolle politischer Institutionen und sozialer Praktiken.

Wie Appiah in „Moralische Experimente“ zeigte, besteht die Aufgabe der politischen Institutionen, namentlich des Staates, nicht etwa darin, die Bürger zur Tugend zu führen; Appiah weiß selbstverständlich, dass dieser Aspekt des politischen Aristotelismus unter den Bedingungen des modernen Pluralismus obsolet geworden ist. Sie liegt vielmehr gerade umgekehrt darin, die Bürger von übergroßen Tugendforderungen zu entlasten. Diese Aufgabe erfüllen die Institutionen, indem sie zum einen, beispielsweise durch die Kodifizierung von Grundrechten, die Anzahl der Anlässe für moralische Konflikte verringern und indem sie zum anderen die Anreizstrukturen für das Handeln der Bürger so modellieren, dass unabhängig von der Dignität der zugrundeliegenden Motive in der Regel moralikforme Ergebnisse erzielt werden.

Die politischen Institutionen, die vor allem auf das kluge Eigeninteresse der Bürger spekulieren, werden ergänzt durch soziale Praktiken wie die „Ökonomie der Wertschätzung“, zu deren attraktiven Merkmalen es in Appiahs Worten gehört, „dass wir alle deren Wächter

sind“. Ihr Zentrum bildet die Kategorie der Ehre. Die Ehre ist für Appiah nicht etwa ein im Verfall begriffener Überrest einer vormodernen Welt, sondern eine unvermindert vitale Triebkraft, „die ihre Energie aus dem Dialog zwischen unserem Selbstbild und unserem Ansehen bei



Kwame Anthony Appiah: „Eine Frage der Ehre oder Wie es zu moralischen Revolutionen kommt“. Aus dem Englischen von Michael Bischoff. C. H. Beck Verlag, München 2011. 270 S., geb., 24,95 €.

mit der Moral vereinbaren Ehrenkodex, und das ist eine deutlich schwächere Anforderung.“

Die Vorstellung, moralische Revolutionen ließen sich mittels moralisierender Dauerbeschallung ins Werk setzen, erweist sich in dieser Perspektive als nicht nur politisch, sondern auch philosophisch naiv. Der kluge Aristoteliker reißt sich nicht in dem Bemühen auf, die Bastionen regionaler „Ehrenwelten“ zugunsten eines blutleeren Universalismus zu schleifen. Er lässt sie vielmehr unangetastet, soweit sie moralisch akzeptable Ergebnisse hervorbringen, und sucht sie diskursiv zu verändern, soweit sie dies nicht tun. „Scham und eine sorgfältig dosierte Lächerlichkeit dürften die Instrumente sein, die hier benütigen.“

Der Graben zwischen der Konzeption Appiahs und den kantisch inspirierten Standardtheorien der Moralphilosophie ist tief. Statt eine auf das einzelne moralische Subjekt bezogene Pflichten- und Freiheitslehre zu entwerfen, fragt Appiah nach den Gelingsbedingungen eines gemeinsamen guten Lebens. Die gewohnte Trennung zwischen Moralphilosophie und politischer Philosophie wird damit obsolet. Es gibt nur eine praktische Philosophie, und ihren Gegenstand bildet, gut hegelianisch gesprochen, die Sittlichkeit. MICHAEL PÄWLJK